

sogleich verwehten. Lebenszeit von mir war vernichtet worden, sehr viel Zeit, und ich hatte es nicht einmal bemerkt.

Auf einer Satellitenaufnahme, die ich noch in der Nacht im Netz gefunden hatte, war mir mein früheres Betriebsgelände wie ein vergrößertes Schaltelement vorgekommen, verschiedenfarbige Platten, durch überdachte Gänge und Rohrtrassen miteinander verbunden; groß und schwarz die Überdachung der Druckhallen, mit den kleinen, hell eingefassten Klimastreifen, Bleisatz, Fotosatz, Tiefdruck und der ganze Klimaanbau grau, und vorne, zur Straßenfront hin, vergleichsweise unscheinbar und schmal, das Verwaltungsgebäude. Darüber eine Reihe rechteckiger weißer Flächen, die aus der Höhe wie aneinandergelagert aussahen. *Neues Deutschland* stand dort immer noch. In den 90er Jahren, fiel mir ein, war die Entfernung des Namenszugs diskutiert worden, aber das hatte sich als zu teuer und zu aufwendig erwiesen; der Einsatz von Hubschraubern wäre nötig gewesen, um die kompakten, äußerst schweren Buchstabenblöcke von der Vorderseite des Dachs zu entfernen.

Lange waren wir an Feldern, Bahnschranken und Ortsrändern vorbeigeglitten. Ich musste eingeschlafen sein. Das Heft war mir auf die Füße gefallen, der Platz gegenüber leer. Wir waren jetzt kurz vor Berlin, sandiges flaches Gelände.

Ich fror, sah den Leuten zu, die ihre Zeitungen zu-

sammenfalteten, kleinen Kindern Mäntel anzogen, mit ihren Rollkoffern den Gang füllten.

Seit Jahren steckten die Bilder von damals in einem Verschlag tief in mir drin. Und nun hatte ich angefangen, ihn zu öffnen. Mit jedem Eindruck, den ich mir notierte, jedem Kilometer, der mich meinem Ziel näher brachte, zog ich hier einen Nagel, lockerte da ein Brett. Irgendwann würde der Moment kommen, wo ich voller Angst ins Innere starre.

Wir fuhren in den neuen Hauptbahnhof ein. Er gefiel mir. Ich sah ihn und dachte, er ist aus Tonnen von Stahl und Glas gebaut, sieht aber trotzdem leicht und offen aus, wie mit der umgebenden Luft verwachsen. Man kann durch alle Ebenen schauen, durch die ganze Halle mit ihren unzähligen Gleisen und Geschäften in verschiedenen Stockwerken. Dadurch entsteht der Eindruck, jeder Punkt wäre schnell zu erreichen, eine Täuschung. Man begreift nicht, in welchen Dimensionen man sich bewegt.

Draußen empfing mich die Leere der vor Kurzem überwundenen Baustelle. Ein schmutziger Platz, eine stark befahrene Straße, riesige Werbeplakate mit der Aufschrift: Hier entsteht ein neues Berlin.

Ich fühlte, wie Lärm und Weite in meinen Kopf drangen und mich lähmten. Ich sah mich nach einem U-Bahn-Anschluss um, aber es gab hier nur eine stauartige Bushaltestelle. Und ich kannte weder die Nummern noch die Zielorte der Linien.

Wenn man einen Ort lange nicht gesehen hat, hält man die Erinnerungen an ihn so lange für etwas Gegenwärtiges, bis sich ein anderer Eindruck einstellt. Ist er schließlich da, erscheint er einem zunächst unwirklich. Man gerät vorübergehend in einen Zustand der Überreiztheit und Orientierungsschwäche, ähnlich der zeitweisen Blindheit beim Betreten eines abgedunkelten Raumes, wenn man gerade aus grellem Sonnenlicht kommt, oder dem verwirrenden Gefühl beim plötzlichen Übergang aus einem ruhigen Raum nach draußen, in tobenden Verkehrslärm.

Daran lag es wohl, dass das Gefühl der Beklemmung, das ich bei meiner Ankunft gehabt hatte, nicht wich, sondern sich noch steigerte, als ich endlich zurück in den Bahnhof gegangen war und dort ein Gleis gefunden hatte, von dem aus die S-Bahn ins Zentrum fuhr.

Berlin war für mich immer die Nüchternheit und Stille der mir vertrauten Wohngegenden des Ostens gewesen. Wenig befahren, mit unscheinbaren Läden, die oft noch Türen und Fenster hatten aus der Zeit vor dem letzten Krieg. Eine Stadt mit zerfallenden Häusern und Schornsteinen, die den Geruch der Verbrennungsrückstände von Braunkohle verbreiteten. Mit schwach beleuchteten Straßen, in denen man von Zeit zu Zeit an einer Brandmauer oder einer Bahnbrücke, an roten Stoffbahnen oder Holzplatten vorbeikam, auf denen in weißen Druckbuchstaben die Parolen des Staates standen, Sätze wie: Hohe Leistung – starker Frieden oder: Der Mensch steht im Mittelpunkt aller Bemühungen.

Man schüttelte solche Aussagen, falls man sie überhaupt noch wahrnahm, nach dem Lesen sofort ab. Trotzdem hatte ich manchmal die Befürchtung gehabt, sie könnten sich in mir festsetzen und von einer uneinsehbaren Position aus ihre Wirkung entfalten. Weil es in der Umgebung, in der sie angebracht waren, meistens so offensichtlich nichts gab, worauf sich diese Worte beziehen konnten, vielleicht aber auch, weil das Rot in den Grautönen des Steinmeeres so aggressiv und auffällig war, verstärkten sie die Wirkung jedes zerbrochenen Fensters, das dauerhaft kaputt blieb, jedes Rollladens, der schief in den Angeln hing, und jedes Bauwagens, der für längere Zeit irgendwo abgestellt wurde und auf ein sich über unbestimmte Zeit hinziehendes Ausbesserungsvorhaben hinwies, das den Zustand der Straßenzüge kaum verändern würde.

Früher hätte ich die Stadt nicht so beschrieben. Lange Zeit ist der Ort, den ich die ersten zwanzig Jahre meines Lebens nur selten verlassen habe, für mich etwas gewesen, das ich so wenig von außen hätte darstellen können wie den Kern meines Selbst. Und es hat auch lange gedauert, bis mir klar wurde, dass es unter den vielen Parolen eine gab, die wahr war: So, wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben.

Vor dem Bahnfenster zogen die noch unberührt wirkenden Straßen und Gebäude des Regierungsviertels an mir vorbei. Ich blickte auf ein großes Sandareal mit Liegestühlen, die Regierungsbauten, die modernisierten

Uferanlagen der Spree. Für einen kurzen Moment hatte ich das seltsame Gefühl, in die Zukunft zu sehen.

Wie wäre es, wenn ich in den Menschenmengen, die sich durch die belebte Friedrichstraße schoben, drängelten, parkten, aßen, sich kratzten, Taschen schulterten, vorwärtstreibend im festen Vertrauen in die Mauern und Straßen um sie herum, die irgendwann hierher gesetzt worden waren und jetzt jedem ein Ziel oder einen Weg vorgaben, auf einmal mir selbst begegnete? Der Mensch, der diese Stadt nie verlassen hatte, würde auf den anderen stoßen, der gegangen war. Das war, wenn man es genau betrachtete, gar keine so abwegige Vorstellung. Es gab ja diesen Teil in mir, der stets hiergeblieben war. Ich musste mir nur vorstellen, dass auch für ihn die Zeit weiter vorangeschritten war. Er hatte gelernt, gearbeitet, sich bewegt und war auf etwas andere Art als ich gealtert.

Lebte ich nicht schon lange Zeit mit so einem Doppelgänger? Ich hatte ihn noch nie gesehen. Aber ich wusste, dass seit meinem Weggang aus dieser Stadt etwas in mir unvollkommen geblieben war. Meistens war das nicht weiter aufgefallen, weder mir noch anderen. Nur in besonderen Momenten schob sich dieser Umstand plötzlich in den Vordergrund und behinderte mich, verwischte Dinge, die ich eigentlich klar hätte erkennen müssen, vor allem, wenn in den letzten zwanzig Jahren meines Lebens grundlegende Entscheidungen angestanden hatten wie Heirat, eine neue Arbeit, ein Wohnungswechsel.

Und nun war ich wieder hier, am alten Ort. Und in mir vibrierte die Existenz dieses anderen. An eine gläserne Trennwand gelehnt, zwischen zwei Jugendlichen, die in ihre Telefone tippten und einer älteren Frau, die ein dickes, schon etwas zerfleddertes Buch las, fühlte ich ihn so deutlich wie die Schweißperlen auf meiner Stirn in der stickigen Atmosphäre des S-Bahn-Wagens, wie die Straßen und Baukräne draußen und die von Staub erfüllte Luft.

Das Umsteigen am Alexanderplatz fiel mir schwer. Endlos lief ich Treppen hoch und wieder hinunter. Mein Knie schmerzte. Ich dachte immer wieder an die große Haupthalle, wie sie früher gewesen war: die schmierig schwarzen Leitungen, die alten Lampen, die dick mit Staub bedeckte Dachverglasung. Dass mich schon diese kurzen Wege so sehr erschöpften, lag sicher daran, dass ich sie zweimal bewältigen musste. Zu jedem Meter im jetzigen Leben kam einer aus dem damaligen hinzu, eine Anstrengung, die die ungeheuren Mengen wesentlich jüngerer Menschen, die in schnellem Tempo scheinbar mühelos links und rechts an mir vorbeihasteten, nicht aufbringen mussten.

Früher habe ich geglaubt, wenn man über vierzig ist, hat man über sein Leben einen bescheidenen Überblick gewonnen. Ich meine überhaupt nichts Besonderes, bloß das beruhigende Gefühl, sich in seinem Dasein auszukennen. Plötzlich wurde mir klar, wie naiv es gewesen war, das zu denken. Vielleicht gelingt es unseren

Nachkommen, für die Menschen meiner Generation ist es ausgeschlossen. Je älter wir werden, umso größer wird der Wust an unverdauten Eindrücken, den wir mit uns herumschleppen. Und man entkommt ihnen nicht. Man muss sie alle verkraften.

Das Zimmer, das ich gebucht hatte, lag in einem Wohnhaus im Stil der 80er Jahre am U-Bahnhof Pankstraße. Vernachlässigte kleine Balkone wiesen auf die große Kreuzung; hinter den Brüstungen lugten Wäschetrockner, Bauholz, ausrangiertes Spielzeug und mit Vogelkot bedeckte Satellitenschüsseln hervor.

Eine ältere Frau empfing mich am Eingang. Ich bezahlte für einige Tage im Voraus, und sie führte mich zu einer Tür am Ende eines kurzen Flures. Der Ort, an dem ich die nächsten Tagen verbringen würde, war so, wie ich es erwartet hatte. Klein und nur sehr spärlich möbliert

Ich stellte meine Tasche ab. Die meisten Gegenstände hier waren blau, das Bett, ein kleiner Schrank, der Sessel, der zur Balkontür zeigte, die auch das einzige Fenster war. An einer Seite stand eine altmodische Duschkabine mit einer elektrischen Pumpe. Die Metallteile der Kabine waren verrostet, und an einer Seite hing eine Gummidichtung heraus.

Die Bilder an der Wand waren aus einem Katalog oder Bildband ausgeschnitten und zeigten die Straße vor dem Haus vor hundert Jahren: Pferdefuhrwerke, zahnlose Männer mit Zigarrenstumpen vor einer Reihe

von Bierhallen und Tanzlokalen, eine Bahnschranke, die die Straße zerschnitt.

Ich kenne diese Gegend seit meiner Kindheit aus Erzählungen meiner Mutter. Vor dem Mauerbau sind die Ostberliner an den Abenden und Wochenenden oft hier hergekommen, um sich zu amüsieren, Dinge zu kaufen, die sie anderswo nicht bekamen, oder in die Grenzkinos zu gehen. Die Programme dort wurden von den westlichen Alliierten gefördert, der Eintritt war stark ermäßigt, manchmal umsonst. Ich erinnere mich an eine Fotografie, die meine Mutter mit zwei Freundinnen vor den Verkaufsschuppen in der Nähe des Bahnhofs Gesundbrunnen zeigt. Drei selbstbewusst lächelnde Frauen in knappen Sommerkleidern, mit Einkaufsbeuteln in der Hand, stehen untergehakt, sie selbst in der Mitte. Die Frau links von ihr hält vermutlich den Schirm desjenigen in der Hand, der fotografiert, ein großer schwarzer Herrenschirm. Die andere ist von der Seite zu sehen, sie schaut freundlich zu ihr hin. Es sieht auf dieser Aufnahme so aus, als stünde meine Mutter im Mittelpunkt, ganz im Gegensatz zu ihrem späteren Leben, in dem sie immer ein Dasein am Rand geführt hat. Ich erinnere mich noch genau an jede Einzelheit auf dieser Abbildung. Eine Hand liegt auf ihrem Dekolleté, spielerisch hat meine Mutter den Zeigefinger um eine lange Kette gewickelt. Die Art, wie sie in die Kamera schaut, mit etwas zur Seite geneigtem Gesicht, während sie mit dem Körper ganz gerade zum Betrachter steht, und ihr frivoler Blick

legen nahe, dass sie sich der Person, die fotografiert hat, äußerst nahe fühlte.

Als Kind hatte ich eine Zeit lang die Phantasie, nicht der Mann aus unserem Familienalbum wäre mein Vater, sondern dieser andere, der unsichtbar gebliebene Besitzer des Schirms. Wahrscheinlich weil es eine schöne Vorstellung war, einen Vater im Westen zu haben. Angenehmer als die Realität, die darin bestand, mit einer alleinerziehenden, sorgengeplagten Mutter zu leben.

Ich legte mich kurz aufs Bett und verspürte sofort den Wunsch, einzuschlafen. Sicher würde ich hier gut zurechtkommen. Ich bin es gewohnt, mich in fremden Umgebungen einzuleben.

Dass das Redaktionsgebäude noch stand, wusste ich schon. Als ich es vor mir sah, zitterten mir trotzdem die Knie. Die Neubaublocks mit den Wohnungen, die den Franz-Mehring-Platz umgaben, waren alle in den letzten Jahren renoviert und in grell leuchtenden Farben angestrichen worden. Nur das Hochhaus in der Mitte des Platzes stand da wie immer. Es war einmal modern gewesen, aber was war diese Modernität heute? Eine Behauptung, die nicht mehr galt. Früher, als es weniger Verkehr gab, war es hier nicht so laut gewesen. Das war genauso ungewohnt wie die Unordnung vor dem Eingang: keine uniformierte Wache, keine ordentlich geparkten Autos von Redakteuren. Ich mied den Haupteingang und ging stattdessen zum Seitentor. Die alte Schranke war herausgebrochen, das Wachhäuschen für

Lieferanten abgerissen, Mörtelreste klebten noch an der Mauer.

Um zu dem hintersten Gebäudeteil zu gelangen, wo sich mein Arbeitsplatz befand, musste man früher seinen Betriebsausweis vorzeigen. In der Eingangshalle stand immer ein Polizist Wache. Die Karte passte nicht in meine Brieftasche, daher trug ich sie meistens lose in einer Jackentasche oder in der Gesäßtasche meiner Jeans.

Im Frühjahr 1986 hätte ich mich gerne von dem Zuhause gelöst, das ich noch mit meiner Mutter bewohnte. Aber als unverheirateter Arbeiter bekam ich keine eigene Wohnung, daher übernachtete ich immer häufiger bei Bekannten in verschiedenen Bezirken. Durch die wechselnden Schlafplätze waren meine Kleider und andere Habseligkeiten oft auf mehrere Haushalte verteilt, so dass es in dieser Zeit immer öfter geschah, dass ich das Papier auf dem Weg zur Arbeit nicht bei mir hatte, besonders zur Frühschicht, wenn ich nach durchwachter oder durchgrübelter Nacht morgens nicht rechtzeitig hochgekommen war. Zwischen Nachtschicht und Frühschicht hatte man in der Regel eine Woche frei, um sich wieder an den Tagesrhythmus zu gewöhnen. Das fiel mir jedoch schwer. Nachdem ich mir die Nachtkonzentration mühsam erkämpft hatte, dauerte es immer sehr lange, bis es mir gelang, die dem Körper zu ungewohnten Stunden abgerungene Betriebsamkeit wieder aus meinem Innern zu entfernen. Manchmal trank ich schon am Nachmittag. Der Alkohol machte mich benommen,

ich fühlte mich durch ihn regelrecht k. o., war aber trotzdem meistens schlagartig hellwach, sobald ich mich hinlegte.

Den Uniformierten, überwiegend ältere Herren, die kurz vor der Pensionierung an diesem Ort einen ruhigen Dienst versahen, war mein Gesicht gut bekannt. Schließlich ging ich täglich an ihnen vorbei. Trotzdem führten sie mich, wenn ich die Betriebszugehörigkeit nicht nachweisen konnte, zur hintersten Ecke des Foyers. Ein Teil der Halle war hier abgetrennt und zu einer Wachstation umgebaut worden. Die Pförtnerin hinter dem Tresen ließ sich meinen Namen nennen, betrachtete meinen Ausweis und händigte mir anschließend einen Passierschein aus. Er musste vom Schichtleiter oder Dienstältesten zu Beginn der Arbeit und nach Schichtende gegengezeichnet und wieder abgeliefert werden.

Gelegentlich kam es vor, dass ich auch den Personalausweis vergessen hatte. So war es am zweiten Mai, meinem vorletzten Arbeitstag. Einer der Polizisten führte mich durch den Hof. Der Kollege, der vor mir Schicht gehabt hatte und schon ungeduldig auf die Ablösung wartete, erhob sich, als wir kamen, grinste mich an und wählte schadenfroh die Eins am Diensttelefon. Etwa fünf Minuten lang standen wir tatenlos herum, bis schließlich Buchwald kam, mich mit ärgerlichem Gesichtsausdruck in Empfang nahm.

Elf Prozent des Nationaleinkommens der DDR wurden für Militär und Überwachung ausgegeben. Seit ich

das weiß, habe ich diesen kräftezehrenden Zehnten manchmal vor Augen, bilde mir ein, dass er sich in den Handwerkerjahren um meine Knochen gelegt und in meinen Blutgefäßen abgelagert hat, dass er mein Herz angegriffen hat und meinen Blick getrübt.

Wenn ich aufstand und zur Arbeit ging, geschah das häufig mit brennenden Augen und Schmerzen in den Gliedern. Ich weiß nicht, ob sie vom Alkoholkonsum herrührten oder von den Erkältungen, die ich mir in dieser Zeit häufig zuzog. Während die Mitarbeiter der anderen Bereiche, ganz egal, ob es sich um Betriebsdirektoren und Hauptabteilungsleiter, um Redakteure, Sekretäre oder die Drucker und Techniker handelte, es gewohnt waren, unter den konstant temperierten Bedingungen ihrer Arbeit nachzugehen, die zu schaffen unsere Aufgabe war, hatten wir gelegentlich extreme Schwankungen zu ertragen. Wenn ich von der Kaltwasserzentrale, einem Ort, an dem man, egal, welches Wetter draußen war, stets fröstelte, in die nur wenige Schritte entfernte, durch eine gut isolierte Tür abgetrennte Heizzentrale hastete, in der nicht nur im Winter oft über vierzig Grad herrschten und wo in der Ecke neben den Schaltschränken der diensthabende Heizer in neun von zehn Fällen mit vor Hitze geschwellenem Gesicht eingedöst war, ertrug ich in wenigen Sekunden starke Temperaturunterschiede.

Ich spüre auch noch die wunden Stellen an den Knien, wenn ich wieder einmal im Maschinenraum das Gitter öffnen musste, um in dem kaum meterhohen Raum

unter dem Boden entlangzukriechen. In unserem Kaltwassersystem ließ immer wieder der Druck nach, und in solchen Fällen galt es, möglichst schnell den Hahn der städtischen Wasserversorgung zu öffnen, der unter unserer Halle lag. Und ich denke an das taube Gefühl in meinen Ohren, wenn ich in der Eile ohne Gehörschutz hinuntergerannt war, weil eine der Maschinen wieder einmal beängstigende Geräusche machte, und an das unangenehme Gefühl in der Herzgegend, das, wie ich mir einbildete, die starken Magnetfelder der Motoren hervorriefen.

Ich erwog, sofort einen Gang über das Gelände zu machen. Aber nach ein paar zögerlichen Schritten in den Hof entschied ich mich doch dagegen, blinzelte nur hinüber zu dem eigenwillig geformten Dach über dem Eingangsportal, zu den Glastüren mit den großen Kliniken, auf denen, als handelte es sich um die Initialen eines Herrscherhauses oder das Emblem eines bedeutenden Firmenimperiums, noch immer die Initialen ND in verziertem Messing prangten. Von da aus schweiften meine Augen weiter zur Sandsteinfigur von Rosa Luxemburg, die zwischen Blumenbeeten aufragte. Ich machte ein paar Schritte, legte meine Hand auf die Figur und spürte plötzlich eine leichte Übelkeit. Ich schämte mich dafür, hier gearbeitet zu haben. Dass ich nur einfacher Handwerker gewesen war, nicht verantwortlich für Inhalte, spielte in diesem Zusammenhang keine Rolle. Der Grund für mein Gefühl war nicht der Umstand, dass ich einem politischen System, das heute weitgehend

abgelehnt wird, so nahe war. Sondern dass ich diese Tatsache damals nicht begriffen hatte. Ich war Teil von etwas gewesen, ohne zu verstehen, was es war, und ohne den geringsten Anlass zu sehen, darüber nachzudenken; so wie Kinder mit der Umgebung, in der sie aufwachsen, eins sind, sie für das Normale halten.

Wie lange werden sich diese Wahrheiten in mir halten? Wenn es mir in der nächsten Stunde gelingt, von hier zu verschwinden, mit Geld für ein Taxi in der Tasche und zumindest denjenigen meiner Habseligkeiten, auf die ich auf gar keinen Fall verzichten kann, dann werde ich vermutlich den seltsamen Ort hier noch beschreiben können und das Wichtigste von dem, was mir in den letzten Tagen passiert ist. Ausnahmesituationen bleiben ja immer im Gedächtnis, genauso wie die langjährigen, fest mit einem verbundenen Erinnerungen an Alltägliches. Aber was ist mit solchen Schlussfolgerungen, herausgelöst aus Zusammenhängen, die viel zu groß und viel zu komplex sind, als dass ich sie im Ganzen erfassen könnte? Sie kommen mir so flüchtig vor.

Jemand pinselt rotbraune Flüssigkeit auf eine der Wunden an meinem Kopf. Es ist die dicke blonde Frau, sie sitzt neben mir auf einem Stuhl.

Warum müssen ausgerechnet die Leute, die sowieso schon genug Schwierigkeiten haben, sich immer noch mehr davon einhandeln?

Jemand wie Sie versteht das nicht, erwidere ich.

Schon möglich.

Wer war dieser Mann?

Sie sieht mich nur an und sagt schließlich: Glauben Sie, dass hier jemals Ruhe herrschen kann, wenn sich alle so aufführen?

Ich frage sie nach meiner Tasche, aber das ignoriert sie. Sie hat das Fläschchen mit dem Medikament wieder zugeschraubt, holt eine verpackte Kompresse aus einem kleinen Karton, der neben ihr auf dem Boden steht, reißt die Folie auf, zieht sie heraus, drückt sie mit einer Hand auf die schmerzende Stelle.

Kurze Zeit später höre ich eine weitere Stimme. Ein Flüstern, dicht an meinem Ohr.

Sie haben sich geirrt, es ist nicht ihre Tasche.

Schon wieder eine Frau. Ich sehe diese Person zum ersten Mal. Sie ist schon älter, vielleicht sechzig, hat dunkle, ganz kurze Haare und trägt einen langen Ohring, der meine Wange streift.

Ich hatte eine Brieftasche dabei, sage ich zu ihr, ebenfalls im Flüsterton. Der Typ da drüben hat sie mir weggenommen.

Der Hüne, der mich angegriffen hat, sitzt ein paar Meter von mir entfernt auf seinem Bett. Er dreht mir den breiten Rücken zu und hantiert mit Gegenständen, die er auspackt und unter seine Matratze schiebt.

Sie ist offenbar skeptisch, diese Neue. Aber sie mag mich, das kann man sehen. Ich bin anders als diese Leute hier. Vielleicht ist ihr das klar. Ich muss es mir zunutze machen, sie auf meine Seite bringen. Nicht alle haben

verstanden, dass ich kein Obdachloser bin, kein Verrückter oder Verwahrloster. Der Arzt, der vorhin da war, zum Beispiel, wahrscheinlich ein Ehrenamtlicher, hat mich nur hochmütig angesehen. Seine Nasenflügel haben gezittert. Mir wurde sofort klar, ich stinke. Die anderen haben sich besser unter Kontrolle und lassen sich nicht anmerken, wenn sie angewidert sind.

Sie können Ihre Wertsachen jederzeit bei uns einschließen lassen. Darüber sind Sie informiert worden.

Sie spricht langsam, diese Frau, betont jedes Wort, als müsste ich ihr von den Lippen ablesen. Warum tut sie das? Glaubt sie, ich kann sie nicht verstehen? Manchmal verschwimmt ihr Gesicht, vielleicht ist es das. Vielleicht kann sie meinen erschöpften, fiebrigen Blick sehen, der immer wieder ins Innere verschwindet.

Habe ich den Leuten hier mein Gepäck zur Aufbewahrung gegeben? Und ist meine Tasche überhaupt schwarz oder doch braun? Was für ein Loch an der Stelle klafft, wo die Bilder des letzten Tages sein müssten! Davor fürchte ich mich am meisten: dass ich alle Eindrücke von Vergangenheit und Gegenwart, die in meinem Kopf herumspuken, einordne und analysiere, stundenlang, tagelang, ohne verhindern zu können, dass in meinem auf Hochtouren arbeitenden Verstand alle Informationen am Ende zerfallen.

So wie in meiner frühesten Erinnerung.

Ich war drei Jahre alt, und wir hatten zum ersten Mal einen Fernseher. Es handelte sich um ein Geschenk des Werks, in dem mein Vater gearbeitet hatte, aber das

erfuhr ich erst später. Die Nachbarn waren gekommen, um sich das Gerät anzusehen. Begeistert lief ich zwischen den Beinen der Leute hindurch auf die Bilder zu und verglich, was ich dort sah, mit dem Unbeweglichen dahinter: ein Fensterbrett, der Anstrich braun vom Alter und von vielen Zigaretten, ein alter Schal, mit dem im Winter das Zimmer vor der kalten Luft, die durch undichte Fenster hereindrang, notdürftig geschützt wurde, eine Reihe von Kakteen. Sie standen auf angestoßenen Untertellern. Kalk wuchs an ihnen hoch, und sie hatten zahllose feine Stacheln und einen feinen Flaum, in dem sich Staub verfing, Sand und die krümeligen Reste aus leeren Zigarettenpackungen, die, wie mir später klar wurde, die Männerbekanntschaften meiner Mutter liegen ließen.

Die Erwachsenen erzählten später, ich hätte zu den Menschen, die auf der Mattscheibe zu sehen waren, Kontakt aufnehmen wollen. Aber das stimmt nicht, ich war nur neugierig. Endlich konnte ich meinen Blick vom Fensterbrett lösen und von dem äußerst verschwommenen Bild der Straße, an dem sich mein Blick bisher aus Langeweile oft stundenlang festgekrallt hatte. Ich trat immer näher heran, aber dann passierte etwas, das mich erschreckte, die Bilder lösten sich auf. Verzweifelt bohrte ich meinen Blick immer tiefer in die Glasfläche, aber da waren nur Punkte. In verschiedenen Grautönen, nach einer undurchschaubaren Abfolge, glommen sie auf und verloschen wieder.

Ich bin 1968 mit meinen Eltern nach Berlin gezogen. Mein Vater bekam damals eine Stelle als Ingenieur im Köpenicker Werk für Fernseh elektronik. Drei Monate später starb er an den Spätfolgen einer Bleivergiftung, er war in den 50er Jahren Arbeiter in Bitterfeld gewesen.

Meine Mutter, sechsundzwanzig Jahre jünger als er, eine einfache Frau, fuhr an seinem letzten Tag mit mir zusammen ins Krankenhaus. Wir hatten eine Erbsensuppe für ihn gekocht. Im Gang der Station erfuhr sie, dass er nicht mehr lebte, und warf den Behälter mit der Suppe mit stummer Wut gegen die Wand. Ich fing sofort an zu weinen. Die Menschen um uns herum dachten, ich trauerte um meinen Vater, aber ich war zu jung, um seinen Tod zu begreifen, ich war nur erschrocken und mit Suppe bespritzt.

Das Auto, das kurz vor meiner Geburt angeschafft worden war, wurde verkauft. Von dem Erlös lebten wir zwei Jahre lang. Anschließend ging meine Mutter als Arbeiterin ins Transformatorenwerk Schöneweide. Wir verließen unsere große, helle Wohnung am Treptower Park und zogen in eine kleinere in der Nähe des S-Bahnhofs Baumschulenweg. An das erste Zuhause erinnere ich mich heute kaum noch, nur an Licht oder Helligkeit in Zusammenhang mit Glück.

Bis zum Alter von sechzehn Jahren habe ich die 24. Polytechnische Oberschule *Erich Lodemann* in Treptow besucht. Ich war ein mittelmäßiger, unauffälliger Schü-

ler. Der Typ, an den man sich später nicht mehr erinnern kann.

Zu Beginn des letzten Schuljahres kamen das erste Mal Berufsberater zu uns. Sie fragten, ob wir schon einmal darüber nachgedacht hätten, welchen Lebensweg wir einschlagen wollten. Ich wusste darauf keine Antwort. Am liebsten hätte ich die Schule gar nicht verlassen. Aber dafür hätte ich schon ein Jahr vorher Klassenbesten sein müssen, eines dieser perfekten Wesen, denen es gelang, in allem hervorragend zu sein, ganz egal, ob es sich um Mathematik handelte, Schwimmen, Singen, oder die Fähigkeit, einen Aufsatz zu schreiben.

Die Männer rieten uns zu einer zügigen Entscheidung. Eine Planungskommission, erklärte man uns, rechne jedes Jahr aus, wie viele Lehrstellen im Bezirk benötigt würden. Die Großbetriebe füllten diese Vorgaben dann nach ihren Bedürfnissen aus. Alle mussten am Ende irgendwo unterkommen, kein Platz sollte unbesetzt bleiben. Daher war anfangs die Auswahl noch am größten.

Ich war verunsichert. Was ich einmal werden wollte, hing für mich eng zusammen mit der Überlegung, wer ich war. Eine Frage, die mir zu groß schien, um sie beantworten zu können. Es kam mir auch undenkbar vor, wie meine Mitschüler zu Hause darüber zu diskutieren. Möglicherweise wusste meine Mutter ganz genau, um wen es sich bei mir handelte. Eine bedrohliche Vorstellung. Wahrscheinlich würde sie aber nur mit den Achseln zucken und hätte zu diesem Thema nicht viel zu sagen.

Während ich in der Schule saß, stellte ich mir vor, wie sie am späten Vormittag langsam aufstand, sich einen Kaffee kochte, die Reste des Abendessens vom Vortag frühstückte, die wie immer noch auf dem Herd standen. Sie hatte einige Jahre zuvor die Stelle gewechselt und arbeitete jetzt an vier Tagen in der Woche als Kellnerin in einem Ausflugslokal. Meistens kam sie erst lange nach Mitternacht und selten nüchtern nach Hause.

Die Monate vergingen. Um mich herum trafen die meisten ihre Wahl. Für die Schulabgänger gab es Informationsnachmittage und Betriebsführungen, so kam ich Anfang Januar 1981 zum ersten Mal auf das Gelände des *Neuen Deutschland*. Wir sahen uns den Hof und eine der Druckhallen an. Anschließend wurden wir in ein Versammlungszimmer geführt. Ein kleiner, blasser Mann erschien, rothaarig, das Haar am Hinterkopf schon etwas schütter, Gesicht und Arme mit Sommersprossen bedeckt. Er war bekleidet mit einer feinen beigefarbenen Jacke, wie Büromenschen sie anhaben, darunter trug er einen unbenutzt wirkenden, akkurat gebügelten Mechanikeranzug. Ich bin ihm später nie wieder begegnet.

Er fragte uns, ob jemand von uns daran interessiert sei, Kälte herzustellen.

Die Produktion, erklärte er, erfolgt an Maschinen, die man Turboverdichter nennt. Dann schwieg er.

Eine unangenehme Stille entstand. Kälte herstellen, dachte ich. Was für eine seltsame Vorstellung. Im Klassenraum meiner Schule war es meistens heiß, im Winter

drang Hitze aus drei großen Heizkörpern, die man nicht regulieren konnte, und im Sommer schien die Sonne auf sehr große, nach Süden ausgerichtete Fenster.

Auch in diesem Moment schwitzte ich. Ein feuchter Film lag auf meinem Körper, kleine salzige Tropfen liefen mir in die Augen, und ich spürte, wie mein Hals, an dem meine nassen Haare klebten und der von irgendwoher einen Luftzug abbekam, sofort unangenehm kühl wurde. Der Mann blickte geradeaus, direkt in meine Augen. Es schien mir nicht möglich, diesem Blick auszuweichen. Er bemerkte es sofort und winkte mich nach vorn. Zögerlich stand ich auf. Er gab mir ein Formular, und ich trug mich ein. Als ich ihm das Blatt zurückgab, wurde mir plötzlich schwindelig. Für einen kurzen Moment berührten sich unsere Finger, und ich spürte die Wucht einer Entscheidung, deren Folgen ich nicht überblicken konnte.

Mein erster Stiefvater, Harry, lebte von 1969 bis 1975 mit uns zusammen. Harry interessierte sich für Geschichte, insbesondere die der Frühzeit. Als ich acht war, hielt er mir zum ersten Mal einen längeren Vortrag über unsere Vorfahren. Sie stammten zwar aus Afrika, sagte er, der Kampf um die Gestalt des heutigen Menschen habe aber in Europa stattgefunden, am Ende der letzten Eiszeit, als der Homo sapiens den Neandertaler ausrottete. Es sei darum gegangen, wer in der Kälte besser überlebte. Der Neandertaler, grobschlächziger als wir und ähnlich den Wölfen oder Hunden ein reiner

Fleischfresser, habe der Kälte gut trotzen können. Der moderne Mensch hingegen sei feingliedriger und längst nicht so robust. Nur Erfindungsreichtum und besondere Geschicklichkeit konnten daher dafür gesorgt haben, dass er es schließlich war, der sich durchsetzte.

Später sei es nicht anders gewesen. Bestimmte Lebensweisen wie Sesshaftigkeit, das Bestellen von Feldern und das Leben in festen Unterkünften hätten nur durch die Witterungsbedingungen hier im nördlichen Teil Europas entstehen können. Der Afrikaner sei bekanntlich träge und faul. Er liege gern das ganze Jahr im warmen Sonnenschein. Anders wir Nordeuropäer. Die klimatischen Bedingungen hätten uns schon immer dazu gezwungen, nicht mehr in den Tag hinein zu leben. Wenn dir kalt ist, sagte er zu mir, musst du dich bewegen oder dir eine Wärmequelle verschaffen. Hast du keine, musst du dir was einfallen lassen. So ist das Feuer gezähmt, Holz zu Kohle verschwelt, sind Öfen gebaut und all unsere Erfindungen gemacht worden.

Mit der Offenheit und Unvoreingenommenheit eines Kindes habe ich mir angehört, was Harry zu sagen hatte. Ich mochte ihn nicht besonders. Trotzdem glaubte ich ihm.

Kälte war auch für mich mehr als niedrige Temperaturen. Sie war Selbstbeherrschung, Vernunft, die das Unkontrollierbare von Gefühlen bezwang. Etwas, das ich damals wohl für männlich hielt. Kälte war auch die kostbare Einsamkeit in unserer Wohnung im Winter früh am Morgen, wenn alle noch schliefen, der Ofen